



Mirjam Pressler

ROMAN

Nathan und seine Kinder



Deutscher
Jugendliteratur
Preis



SONDERPREIS

Nathan und seine Kinder kam auf die Auswahlliste zum Deutschen Jugendliteraturpreis und wurde mit dem internationalen Buchpreis Corine ausgezeichnet.

Mirjam Pressler

Nathan und seine Kinder

Roman

EIN GULLIVER VON BELTZ & GELBERG



www.gulliver-welten.de

Gulliver 1233

© 2009, 2011 Beltz & Gelberg

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Frank Griesheimer

Neue Rechtschreibung

Markenkonzept: Groothuis, Lohfert, Consorten, Hamburg

Einbandgestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Einbandbilder: akg-images (Jerusalem, Granatapfel),

New York Public Library (Granatapfelmuster, Kacheln)

Gesamtherstellung: Beltz Druckpartner, Hemsbach

Printed in Germany

ISBN 978-3-407-74233-9

1 2 3 4 5 15 14 13 12 11

Der Herr liebt die Tore Zions mehr
als alle Wohnungen in Jakob.
Herrliche Dinge werden in dir gepredigt,
du Stadt Gottes.
Psalm 87,2

Lasst lächelnd wenigstens ihr einen Wahn,
In dem sich Jud' und Christ und Muselmann
Vereinigen; - so einen süßen Wahn!
Daja, in: *Nathan der Weise*

Personen

Sultan Saladin

Sittah, *dessen Schwester*

Abu Hassan, *ein Hauptmann Saladins*

Nathan, *jüdischer Kaufmann in Jerusalem*

Recha, *dessen Tochter*

Daja, *eine Christin, Rechas Gesellschafterin*

Geschem, *ein Junge im Haus Nathans*

Elijahu, *Verwalter Nathans*

Jakob, *Gehilfe Nathans*

Zipora, *Köchin im Haus Nathans*

Curd von Stauffen, *später Leu von Filnek, ein junger*

Tempelritter

Al-Hafi, *ein Derwisch im Dienst Saladins*

Der Patriarch von Jerusalem

Geschem

Ich muss unter dem Maulbeerbaum eingeschlafen sein, wo ich mich am späten Nachmittag, als die Hitze unerträglich wurde, zum Ausruhen hingelegt hatte, denn ich wurde von Schreien geweckt. Es waren hohe, schrille Schreie, und ich hob unwillkürlich die Hände, um meine Ohren zu schützen. Erst verstand ich nicht, dass es ein Mensch war, der da schrie. Doch dann sah ich sie, Daja, die Herrin, wie sie sich drehte und wand und versuchte, sich aus dem Griff der Köchin zu befreien, ich sah ihr verzerrtes Gesicht und den aufgerissenen Mund. »Recha!«, schrie sie. »Recha! Recha!« Doch Zipora und eine Magd hielten sie fest und lockerten den Griff auch nicht, als Daja wie wild um sich schlug und schrie: »Lasst mich los, ich muss zu Recha! Nathan ist nicht da! Gott steh uns bei, wenn Recha etwas passiert.« Ihre Schreie übertönten das Prasseln der Flammen.

Ich wollte aufspringen, ich wollte mich in die Flammen stürzen, ich wollte der tapfere Held sein, der die Tochter des Herrn rettet, ich, ich, ich! Das war die Gelegenheit, die Gott mir bot, Gott oder Allah, um meinen Mut zu beweisen. Alle sollten es erfahren, vor allem er, Nathan, der Herr, dass ich mehr war als nur ein armseliger Krüppel. Aber die Hitze des Feuers drang bis zu meinem Platz unter dem Maulbeerbaum,

und in meinem Körper brach der altbekannte Schmerz auf, ein stechender Schmerz, der mir von der linken Seite durch den ganzen Körper fuhr. Ein Schmerz, den ich eigentlich nicht fühlen durfte, denn längst vernarbte Wunden schmerzen nicht mehr, warum taten es meine dennoch?

Ich kauerte unter dem Maulbeerbaum und hatte nur einen Gedanken: Ich muss die Herrin herausholen, ihr Vater ist nicht da, es ist meine Pflicht, sie zu retten. Aber als ich aufspringen wollte, gehorchte mir mein Körper nicht, die Narben brannten, mein linker Arm und mein linkes Bein krümmten sich, wie sich verkohlende Äste im Feuer krümmen, sie wurden steif und unbeweglich. Das Hundezahngras zerkratzte meine Haut, als ich anfang zu kriechen, Rauch drang mir in Nase und Mund, meine Augen brannten und ein schrecklicher Husten schüttelte meinen Körper. Mir wurde schwarz vor den Augen.

Doch bevor es mir gelang, in die ersehnte Bewusstlosigkeit zu versinken, tauchte plötzlich eine hohe Gestalt vor dem Feuer auf. Scharf hob sich ein breiter, weißer Rücken gegen die Flammen ab, die Arme bewegten sich aufwärts, die Ärmel fielen auseinander, schwangen wie die Flügel eines riesigen weißen Vogels auf und ab. Der Fremde zögerte nur kurz, aber lange genug, dass ich das große, rote Kreuz auf seinem Gewand erkennen konnte, dann machte er einen Satz, hinein in das Feuer, und wurde von den Flammen verschluckt.

Schlaf senkte sich auf mich, ein hässlicher, bedrohlicher Schlaf mit einem hässlichen, bedrohlichen Traum. Das Erste, was ich sah, war der Rauch, immer sieht man zuerst nur den Rauch. Er drang aus der Tür, kletterte als dünner Faden an der Hauswand nach oben, kräuselte sich, verdichtete sich

zu Schwaden, stieg in den Himmel, sammelte sich zu einer drohenden Wolke. Ich brauchte nicht zu überlegen, was der Rauch bedeutete, ich wusste es, und noch bevor ich mich gegen den Schmerz wappnen konnte, züngelten bereits die ersten Flämmchen unter dem Rauch hervor und wurden schnell zu lodernden Flammen, die sich mit dem Rot der untergehenden Sonne mischten, sodass es aussah, als brenne der Himmel. Und dann kam sie endlich, die Bewusstlosigkeit.

Als ich das nächste Mal aufwachte, stand der Mond hoch über der Zitadelle. Erst war ich ganz verwirrt, wusste nicht, wo ich war, ich spürte nur, dass ich nicht auf meinem üblichen Fell in der Küche lag, unter dem Tisch, auf dem Zipora Hühner und anderes Fleisch kosher* macht, schneidet und zum Kochen herrichtet. Der Boden unter mir war uneben, ich spürte Steine, die mich in den Rücken drückten, und meine Finger ertasteten raues Hundezahngras. Erschrocken riss ich die Augen auf und sah die Krone des Maulbeerbaums über mir. Durch das Blätterdach blitzten Sterne, und der Mond, der fast voll war, schien hell genug, dass ich drüben, vor dem Haus, eine Gruppe Menschen zusammensitzen sah, Menschen, deren Stimmen mich geweckt hatten. Die Stimmen wurden lauter, über mir im Baum schrie ein Nachtvogel, in den Olivenhainen hinter der Stadtmauer heulten Schakale, Ameisen krabbelten über meine Hand. Der bittere Geruch von verbranntem Holz stieg mir in die Nase. Aber ich brauchte diesen Beweis nicht, um zu wissen, dass ich nicht geträumt hatte. Ein Schauer lief mir über den Rücken,

* Fremde Wörter sind am Ende des Buches in einem Glossar kurz erläutert.

die Haut in meinem Nacken zog sich zusammen, eine Erkenntnis stieg in meiner Kehle auf und erfüllte meinen Mund mit Bitterkeit: Es war wirklich passiert. Und mit dieser Erkenntnis packten mich die Scham und die Reue darüber, dass ich meine Herrin nicht gerettet hatte, dass ich versagt hatte. Ich war ein Nichts, nur ein armseliger Schwächling, ein Krüppel, zu nichts zu gebrauchen. Unfähig, eine große Tat zu vollbringen, sogar unfähig, Dankbarkeit zu beweisen. Nicht wert, das Brot zu essen, das ihm gewährt wurde. Recha war tot, die Tochter des Herrn, sie war ein Opfer der Flammen geworden, während ich untätig und nutzlos unter dem Baum gelegen hatte. Und wie ein Blitz traf es mich, dass dies nur eines bedeuten konnte: Ich musste das Haus Nathans verlassen, das mir seit über zwei Jahren zur Heimat geworden war.

Und dann erst drang es mir langsam ins Bewusstsein, dass die Stimmen, die ich von dort drüben hörte, zwar laut und erregt waren, aber niemand schrie, niemand weinte und klagte, niemand zerriss sich die Kleider und rief Gott zum Zeugen seines Leides an. Hoffnung stieg in mir auf, eine zaghafte Hoffnung, dass der Todesengel an unserem Haus vorbeigeflogen sein könnte. Außerdem fiel mir auf, dass ich Männerstimmen hörte, und vorhin, bevor mir die Sinne schwanden, waren nur Frauen da gewesen, Daja, Zipora, die Mägde. Der einzige Mann war der Fremde gewesen ...

Vorsichtig hob ich den Kopf. Drüben, vor dem Haus, hatte man offenbar ein Lager aufgeschlagen, Öllichter brannten, Fackeln, und in ihrem Schein konnte ich erkennen, dass ein Diener etwas aus einem Krug in einen Becher goss und ihn einem Mann reichte. Mein Herz begann wie wild zu klopfen. Ich kroch über die trockene Erde ein Stück näher, bis zum

Rand des gepflasterten Vorplatzes, spürte die vom vergangenen Tag noch warmen Steine unter meinen Händen und Knien und konnte den Blick nicht von dem Mann wenden, der den Becher an den Mund hob und trank. Er war es wirklich, Nathan, der Herr. Er musste nach Hause zurückgekehrt sein, während meine Seele sich vor Angst in einem Mauseloch verkrochen hatte.

Nathan saß auf einer purpurfarbenen Decke und hielt Recha im Arm, Recha, seine Tochter, die ich tot geglaubt hatte. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, sie hatte den Kopf an der Schulter ihres Vaters vergraben, aber ihre hellen Haare flimmerten im flackernden Licht der Lampe wie das rötliche Gold der Brokatdecke, in die sie gehüllt war. Nathan hatte den einen Arm um sie gelegt, mit der anderen Hand streichelte er immer wieder ihren Kopf. Ihnen gegenüber saßen Daja und al-Hafi, der Derwisch, Nathans Freund. Ich wunderte mich nicht darüber, ihn zu sehen, er taucht immer auf, wenn unser Herr von einer Reise zurückkommt. Er scheint die baldige Ankunft der Kamele schon zu spüren, wenn diese beim Anblick der Stadtmauern ihre Tritte beschleunigen. Er saß da, mit überkreuzten Beinen, die offenen Hände auf den Knien. Mir fiel auf, dass er ein neues Gewand und einen neuen Turban trug, prächtiger, als der alte gewesen war, eigentlich viel zu prächtig für einen Derwisch, und als er den Kopf zu Daja drehte, sah ich, dass sich seine vollen Lippen zu einem Lächeln verzogen. Inzwischen war ich auch nahe genug, um zu verstehen, was sie sprachen.

»Beruhige dich, Daja«, sagte Nathan. »Was bedeuten schon diese kleinen Unbequemlichkeiten, was bedeuten schon die paar verbrannten Möbel? Das Wichtigste ist doch, dass mei-

ner geliebten Recha nichts passiert ist. Bald haben die Diener so weit Ordnung geschaffen, dass wir schlafen gehen können. Beruhige dich, Daja, keiner darf heute weinen, wir müssen Gott danken, dass er Recha gerettet hat. Sie lebt. Was macht es schon, dass ihre Haare angesengt sind, Haare wachsen nach. Was macht es schon, dass ihr Kleid zerrissen und voller Brandlöcher ist, ich kaufe ihr neue Kleider, schönere und kostbarere als dieses da. Auch die Wunde an ihrem Arm wird mit Gottes Hilfe heilen, jung und gesund, wie sie ist. Mich bedrückt etwas ganz anderes. Hast du den Mann wirklich nicht erkannt, der sie aus dem Feuer gerettet hat?»

Recha hob den Kopf. »Es war ein Engel, Vater«, sagte sie mit einer zittrigen Stimme, der die Todesangst noch anzuhören war. »Es war kein Mensch, es war ein Engel des Herrn.«

Nathan strich ihr beruhigend über die Haare und zog die Brokatdecke höher über ihre Schultern.

Daja beugte sich vor. »Das Mädchen ist nicht bei Sinnen«, rief sie. »Das Feuer hat ihren Verstand verwirrt. Höre, Nathan, ich habe dir doch gesagt, es war ein Tempelritter.«

Nathan nahm einen Schluck aus dem Becher, der vor ihm auf der Decke stand, stellte ihn wieder ab und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund, bevor er nachdenklich sagte: »Es gibt keine Tempelritter mehr in Jerusalem. Der Sultan hat sie alle töten lassen, manche sagen sogar, er habe sie eigenhändig umgebracht.«

Jetzt mischte sich al-Hafi ein. »Du irrst dich, Nathan, mein Freund. Er hat sie umbringen lassen, das stimmt, aber nicht alle. Einen nicht. Ich weiß es, ich war dabei, und ich habe gesehen, wie er diesen einen angestarrt hat und ganz blass wurde. Diesen einen hat er am Leben gelassen.«

Nathan hob den Kopf. »Wirklich?«, fragte er ungläubig. »Er hat einem Tempelritter das Leben geschenkt? Warum?«

Al-Hafi zuckte mit den Schultern. »Woher soll ich das wissen? Muss der allmächtige Herrscher der Gläubigen jemandem Rechenschaft über das ablegen, was er beschließt?«

»Es war ein Tempelritter«, sagte Daja laut.

Dann brach das Gespräch ab, denn nun wurden die Kamele herbeigeführt. Vor den Eingängen zu den unterirdischen Lagerräumen entstand Gedränge, die Treiber schnalzten mit den Zungen und stießen Befehle aus, die Vorderbeine der Kamele knickten ein, ihre Knie berührten den Boden, und bis sie endlich auf dem Bauch lagen, schwankte die Ladung auf ihrem Rücken gefährlich hin und her. Elijahu und Jakob, die Gehilfen des Herrn, die ihn auf seiner Reise begleitet hatten, lösten die Riemen und Schnüre und machten sich daran, die Ballen und Packen abzuladen. Stück für Stück schleppten sie ihre Last hinunter in die Keller. Die Kameltreiber, in schwarze Gewänder gehüllt und mit glänzenden Krummschwertern bewaffnet, standen bewegungslos und schweigend daneben. Erst wenn alles abgeladen war, würden sie, nach einer kurzen Verneigung vor dem Herrn, ihre Tiere zu den Zelten vor der Stadt führen.

»Was hast du mitgebracht, Nathan?«, fragte al-Hafi. »War deine Reise erfolgreich?«

»Gott hat es gewollt, dass mir jeder Handel zum Nutzen geriet«, sagte Nathan. »Mit seiner Hilfe bin ich reicher denn je zuvor. Mit Olivenöl und duftenden Essenzen aus Jericho bin ich nach Damaskus gezogen, mit Damast, Brokat und Gold komme ich zurück.«

»Gott ist groß in seiner Güte«, sagte al-Hafi, »und dem Gerechten gelingt alles zum Segen.«

Dem Gerechten, dachte ich, ja, ihm schon. Der Gott der Juden liebt den Gerechten. Auch Allah, der Gott der Muslime, liebt ihn. Dann fiel mir der Tempelritter ein, und ich dachte, bestimmt liebt auch der Gott der Christen den Gerechten. Es kann gar nicht anders sein. Jeder Gott muss ihn lieben, Nathan, den Herrn, der für seine Gerechtigkeit bekannt ist.

Zwei Diener trugen einen halb verkohlten Sessel aus dem Haus und stellten ihn auf einen Haufen Gerümpel, den sie in gebührender Entfernung aufgeschichtet hatten, dann holten sie weitere vom Feuer zerstörte Möbelstücke. Als sie die vom Rauch schwarze, an einer Ecke angebrannte Tischplatte herausschleppten, war ihr Keuchen bis zu mir zu hören. Die Platte fiel krachend zu Boden, das Splittern zerberstenden Holzes zerriss die nächtliche Stille. Recha hob die Hände und legte sie schützend auf ihre Ohren. Die beiden Männer richteten sich auf, dehnten ihre Körper und schauten zu, wie andere immer wieder Krüge anschleppten und Wasser über die rauchenden Gegenstände kippten, um vielleicht noch vorhandene verborgene Funken zu löschen und ein erneutes Ausbrechen des Feuers zu verhindern. Zipora fegte mit einem groben Besen Asche und Ruß vor die Tür und über den Vorplatz bis hin zu dem Stück Brachland mit dem Maulbeerbaum.

Ich lag noch immer am Rand des Vorplatzes, unschlüssig, was besser wäre, hinüberzugehen und zu bestätigen, dass der Fremde wirklich ein Tempelritter gewesen war, oder mich unauffällig den Helfern anzuschließen. Während ich noch

mit mir kämpfte, sah ich, wie Daja sich erhob und ihre Kleidung glatt strich. »Ich werde Zipora beauftragen, uns noch ein leichtes Essen herzurichten, damit wir uns nicht mit hungrigen Mägen niederlegen müssen«, sagte sie. »Geduldet euch noch eine Weile.« Sie verschwand im Haus.

Damit war klar, dass ich Zipora helfen musste. Ich stand auf und ging, noch immer mit zittrigen Beinen, auf das Haus zu. Dabei merkte ich, dass ich stärker hinkte als sonst, mein linkes Bein schmerzte und wollte sich nicht strecken. In der Tür blieb ich stehen und betrachtete die von Lampen nur schwach erhellte Eingangshalle. Hier hatte das Feuer gewütet, von den kostbaren Möbeln waren nur verkohlte Trümmer zurückgeblieben, und da, wo die Tür zum Seitenflügel war, in dem sich auch Rechas und Dajas Zimmer befinden, gähnte ein schwarzes Loch, und der Lichtschein reichte nicht aus, um zu sehen, ob das Feuer auch dort etwas angerichtet hatte. Der Gestank war schrecklich. Daja kam aus der Küche, ich trat einen Schritt zur Seite, in den Schatten einer Säule, und sie lief an mir vorbei, ohne mich zu bemerken.

»Wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt, Junge?«, fragte Zipora, als ich die Küche betrat. Sie stand am Tisch und zerschnitt Zwiebeln und Knoblauch. »Gut, dass du hier bist. Reinige den Tisch im Innenhof und bring Datteln, Feigen, Nüsse und Käse hinaus. Und vergiss nicht die Krüge mit Sauermilch und Wein. Und Becher, hörst du, Junge? Und pflücke etwas Ysop und Minze, Junge, hörst du, sie werden helfen, unseren Geist zu reinigen und zu beleben.«

Ich beeilte mich, alles zu tun, was Zipora mir aufgetragen hatte, dann zündete ich noch zwei Öllampen an und stellte sie auf den Tisch. Zipora brachte Brot und eingelegte Oliven

und mischte die zerrupften Kräuterblätter unter die Sauermilch. Dann bat sie die Herrschaften zu Tisch.

Wir, das Gesinde, aßen in der Küche, auch Elijahu und Jakob, die sonst oft mit der Familie ihre Mahlzeit einnehmen. Es war spät, alle waren ausgehungert und fielen gierig über das Essen her, besonders Elijahu und Jakob. Ich sah, wie sie sich Brot und Zwiebeln in den Mund stopften und ihre Becher hoben, hörte, wie sie kauten und schluckten, und bekam selbst keinen Bissen hinunter. Meine Kehle war noch immer wie zugeschnürt.

Zipora warf mir einen prüfenden Blick zu. »Warum isst du nicht, Junge?«, fragte sie. Ich wich ihrem Blick aus.

»Lass ihn in Ruhe, Zipora«, sagte Elijahu und trank einen Schluck Wein. »Dem armen Jungen sitzt noch der Schreck in den Gliedern, das sieht man doch.« Er lächelte mir zu, dieses gutmütige Lächeln, das seine Augen so schmal werden lässt wie die einer schnurrenden Katze, ein Lächeln, bei dem es mir immer ganz warm ums Herz wird. Ich versuchte zurückzulächeln, spürte aber genau, dass ich nur eine Grimasse zustande brachte. Immerhin ließ Zipora mich nun in Frieden.

Ich half ihr noch, den Tisch im Innenhof abzuräumen und die Nahrungsreste in der Speisekammer zu verstauen, dann gingen endlich alle zu Bett, und ich blieb allein in der Küche zurück, in der es fast ganz dunkel war, denn Zipora hatte alle Lampen gelöscht. Nur das schwache Licht des Mondes drang durch das Fenster. Ich ertastete mir meinen Weg unter den Tisch, breitete mein zusammengerolltes Fell aus und wickelte mich hinein.

Ich war so müde, dass mir alle Muskeln wehtaten, trotzdem konnte ich nicht einschlafen. Sobald ich die Augen schloss,

loderten wieder Flammen hinter meinen Lidern auf und das Prasseln des Feuers erfüllte meine Ohren. Ich versuchte, an etwas Schönes zu denken, schließlich wusste ich genau, dass sich schlimme Gedanken in schlimme Träume verwandeln, das sagte ich mir immer wieder vor, jeden Abend. Aber der Gedanke an das Feuer ließ mich nicht los, weckte andere Erinnerungen an ein anderes Feuer, und mein Bein fing wieder an, sich zu krümmen, als hätten sich die Erinnerungen in meinen Muskeln und meiner Haut festgekrallt.

Schließlich stand ich auf, nahm mein Fell und schlich mich zum Innenhof. Dort, unter dem Feigenbaum, hatte ich schon oft die ersehnte Ruhe gefunden, wenn ich nicht schlafen konnte. Unter dem nächtlichen Himmel und den Sternen fühlte ich mich irgendwie sicherer als im Haus. Ich breitete mein Fell auf dem Boden aus, wickelte mich hinein und schloss die Augen. Doch dann hörte ich plötzlich eine Stimme und fuhr erschrocken hoch. Die Stimme fragte: »Was tust du hier, Junge? Kannst du auch nicht schlafen?«

Es war der Herr. Er saß unter dem Feigenbaum, mit dem Rücken an den Stamm gelehnt, vollkommen verschluckt vom Schatten.

Ich zitterte am ganzen Körper, und ohne nachzudenken, stieß ich hervor: »Es war doch ein Tempelritter, ich habe ihn gesehen.«

»Komm, setz dich zu mir«, sagte Nathan. Seine Stimme klang freundlich. »Wenn wir beide Mühe haben, Schlaf zu finden, können wir uns ebenso gut ein wenig unterhalten.«

Unterhalten? Worüber? Er hatte noch nie mit mir gesprochen, höchstens um mir einen Auftrag zu erteilen. »Hol Brot, Junge« oder »ich brauche Wasser, Junge« oder »lauf und

bring diese Nachricht zu al-Hafi, Junge«. Was wollte er von mir? Seine Worte machten mir Angst, aber er war mein Herr, also stand ich auf und setzte mich in ehrerbietigem Abstand neben ihn unter den Feigenbaum.

»Wie heißt du eigentlich, Junge?«, fragte er.

Es gibt Fragen, bei denen mir das Blut aus dem Kopf strömt und mein Mund so trocken wird, dass mir die Zunge am Gaumen klebt. Diese Fragen sind: Wie heißt du? Wer ist dein Vater? Aus welcher Stadt stammst du? Wenn mir jemand solche Fragen stellt, tue ich, als hätte ich sie nicht gehört, oder ich drehe mich um und laufe weg. Aber vor meinem Herrn konnte ich nicht davonlaufen, ihm musste ich antworten. Ich senkte den Kopf. »Ich heiße Jeled«, sagte ich, »Junge.«

»Das ist doch kein Name«, sagte er. »Welchen Namen hat dir dein Vater gegeben?«

Ich zuckte mit den Schultern und wagte nicht, den Kopf zu heben. »Nun?«, wiederholte er, als ich schwieg.

Die Stimme kam mir nur mühsam aus der Kehle und die Worte brannten in meinem Mund wie Feuer. »Ich habe keinen Vater und keine Mutter«, sagte ich. »Ich habe keine Familie und keinen Namen. Ich weiß nicht, wer ich bin.«

Nun schwieg Nathan ebenfalls. Nach einer Weile fragte er: »Wie bist du in mein Haus gekommen?«

Ich hob den Kopf. »Elijahu hat mich gefunden, als ich krank war«, sagte ich. »Er war es, der mich gefunden und zu Zipora gebracht hat.«

Ich weiß so vieles nicht, aber daran erinnere ich mich genau. Es war vor zweieinhalb Jahren, an einem kalten Abend im Winter, ich lag krank in einer Nische neben der Stadtmauer und glaubte schon, die Schwingen des Todesengels zu

spüren, die sich über mich senkten. Tatsächlich ging es mir so schlecht, dass ich mir nichts sehnlicher wünschte, als zu sterben, damit das Elend endlich vorbei wäre. Ich fieberte, ich hatte seit Tagen nichts gegessen und getrunken und konnte mich kaum mehr rühren. Da beugte sich auf einmal ein Mann über mich und fragte etwas, aber ich verstand nicht, was er sagte, ich wollte nur, dass er wegging und mich sterben ließ. Doch er bückte sich, hob mich einfach hoch und trug mich durch die Gassen bis zu diesem Haus. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einem weichen Lager, in ein Fell gewickelt. Neben mir saß eine Frau und fütterte mich mit Hühnersuppe. Ich wusste sofort, dass es Hühnersuppe war, ich roch es, ich spürte es, ich schluckte und schluckte und war unfähig, mich zu bedanken. Dann schlief ich wieder ein. Und jedes Mal, wenn ich aus dem Schlaf oder der Ohnmacht auftauchte, saß Zipora neben mir und fütterte mich, und irgendwann spürte ich, dass meine Kräfte zurückkehrten. Ich würde nicht sterben, diesmal noch nicht.

»Zipora hat mich in der Küche behalten«, sagte ich. »Ich gehe ihr zur Hand, ich begleite sie auf den Markt, ich fege die Küche, ich schlachte die Hühner, ich hole Wasser aus der Zisterne, ich ... ich ...« Mehr fiel mir nicht mehr ein. Demütig und beschämt senkte ich vor Nathans forschendem Blick den Kopf.

»Gott möge es Elijahu und Zipora ins Buch des Lebens schreiben, was sie an dir getan haben«, sagte Nathan und legte mir die Hand auf den Arm. Ich zuckte zusammen, aber er zog seine Hand nicht zurück. Im Gegenteil, sein Griff wurde fester. Ich spürte die Wärme seiner Hand durch meinen Ärmel und ein seltsames Gefühl ergriff mich. So hatte mich noch

nie jemand berührt. Mein erster Impuls war zu fliehen, aber ich blieb sitzen, überließ mich diesem Gefühl.

»Möchtest du einen Namen haben?«, fragte Nathan auf einmal mit einer sehr sanften Stimme.

Ich erschrak. »Was für einen Namen?«, fragte ich.

Er lachte leise. »Such dir einen aus.«

Ich zog meinen Arm aus seiner Hand und drehte verlegen das Gesicht zur Seite. »Ich weiß noch nicht einmal, ob ich Hebräer oder Muslim bin«, brach es aus mir heraus. »Oder vielleicht sogar Christ.«

Wieder lachte Nathan. »Christ wohl nicht«, sagte er. »Aber egal, wer deine Eltern waren, ein Mensch braucht einen Namen. Such dir etwas aus, was dir besonders viel bedeutet. Den Namen eines Baums oder eines starken Tieres. Oder lieber Glück? Frieden? Was magst du denn am liebsten?«

»Regen«, sagte ich. »Wasser, das vom Himmel fällt. Wasser, das jedes Feuer löscht.«

Diesmal lachte er lauter. »Gut«, sagte er, stand auf und legte mir die Hand auf den Kopf, als wolle er mich segnen. »Dann wirst du in Zukunft also Geschem heißen, Regen. Und weil wir alle Abrahams Söhne sind, heißt du Geschem Ben Abraham oder Geschem Ibn Ibrahim, je nachdem, wer dich nach deinem Namen fragt.« Er strich mir über die Haare, flüchtig, wie Elijahu mir manchmal über die Haare strich, eine Berührung, bei der es mir die Tränen in die Augen trieb und ich mich wie ein kleines Kind fühlte. Irgendwie getröstet und doch besonders verlassen. Ich senkte den Kopf noch tiefer, und Nathan sagte: »Ich muss mich jetzt hinlegen, Geschem, ich bin nicht mehr der Jüngste und ich habe eine anstrengende Reise hinter mir. Und dazu der Schreck, dass ich fast

meine Tochter verloren hätte. Schlaf gut, Geschem, Gott bewahre dein Herz und gebe dir morgen früh deine Seele zurück.«

Er drehte sich um und ging mit müden Schritten und gebeugten Schultern auf das Haus zu. Ich schaute ihm nach, bis er in der Tür verschwunden war.

Dann lag ich auf meinem Fell und starrte hinauf in den Himmel, an dem die Sterne glitzerten, und lauschte dem leisen Säuseln der Blätter über mir. Ab und zu schrie ein Nachtvogel oder es bellte ein Hund und in der Ferne heul-ten Schakale, sonst war es still. Ich war aufgewühlt, und es dauerte lange, bis ich einen klaren Gedanken fassen konnte. So einfach war das also. Ich hatte einen Namen. In Zukunft würde ich antworten können, wenn mich jemand nach meinem Namen fragt. »Ich heiße Geschem«, würde ich sagen. »Geschem Ben Abraham.«

Es brauchte ja niemand zu wissen, dass es nicht mein Vater war, der mir diesen Namen gegeben hatte, sondern Nathan, mein Herr, den man in Jerusalem auch den Weisen nennt.

Daja

Ich, Daja, Erzieherin und Gesellschafterin Rechas, lag auf meinem Lager und atmete die Luft, in der noch immer ein starker Brandgeruch hing, obwohl ich die Fenster weit geöffnet hatte. Von draußen drangen manchmal die Schreie von Nachtvögeln herein, in der Ferne war das Heulen von Schakalen zu hören, die durch die Nacht streiften und nach Beute suchten, um ihre hungrigen Mägen zu füllen. Ich lauschte den unheimlichen Tönen, die aus ihren Kehlen drangen, sah die aufgerissenen Mäuler mit den kräftigen Fangzähnen vor mir, den Geifer, der über ihre verzerrten grauen Lefzen rann, und war dankbar, dass mein Bett in einem Haus mit dicken Mauern stand, nicht in einer Hütte, wie früher, wenn ich zitternd auf meinem Strohsack lag und dem Geheul der Wölfe lauschte. Das war vorbei, nun hatte ich allen Grund, ruhig und entspannt zu sein, und trotzdem konnte ich nicht schlafen.

Sobald ich die Augen schloss, sah ich Nathan vor mir, wie blass er geworden war, wie das Blut aus seinem Gesicht wich, als er von dem Brand hörte, wie er am ganzen Körper anfang zu zittern und ein sonderbares Stöhnen ausstieß, einen Ton, wie ich ihn noch nie gehört hatte. Ich hatte ihn nur angestarrt und nicht gewusst, was ich tun sollte. Es war

Elijahu, der dann zu ihm trat und die Arme um ihn legte. Wie Brüder standen sie da, lange, bis Nathan aufhörte zu zittern. Ich sah, dass Elijahu etwas sagte, konnte seine Worte aber nicht verstehen. Dann führte Elijahu Nathan zu uns, er stürzte neben Recha zu Boden, küsste sie, weinte. Erst nach einer ganzen Weile hatte er sich wieder so weit gefasst, dass wir ihm von dem Geschehenen berichten konnten. Wir konnten ihm nicht erklären, wie der Brand entstanden war, aber er machte uns keine Vorwürfe, er sagte, in unserem heißen Land brenne es oft, und wir hätten ja Glück gehabt, dass nur Möbel verbrannt seien und keine Menschen. Und dann begrüßte er auch al-Hafi, der kurz nach dem Brand zu uns gekommen war und uns damit, wie immer, Nathans baldige Ankunft angezeigt hatte.

Wie sich die Zeit doch dehnt, wenn einen der Schlaf flieht. Es war nicht das sanfte Ruhekissen, das mir fehlte, mein Lager war weich, mit seidenen Bezügen und den sanftesten Kissen, die man sich nur vorstellen konnte. Ich lag nicht auf einem groben Strohsack wie in meiner Kindheit, in Gunzenhausen, in der Hütte meiner Großmutter, mich stachen keine Halme und mich kratzte keine grobe Pferddecke. Und es war nicht der Geruch nach Staub und Moder, der mir in die Nase drang, sondern der noch immer kindliche Duft des Mädchens, das neben mir lag, ein Duft nach Vanille und frischer Minze. Ich drehte mich auf die Seite, vorsichtig, um Recha nicht zu stören. Sie hatte unbedingt bei mir schlafen wollen, so wie früher, als sie ein Kind war. Sie war noch ganz durcheinander gewesen von der Aufregung und hatte sich geweigert, in ihr Schlafgemach zu gehen, in dem es noch nach Feuer roch. Sie wolle nach all der Todesangst und dem

Wunder ihrer Errettung nicht allein sein, hatte sie gesagt, das sei mehr, als sie ertragen könne, gerade heute brauche sie die Nähe eines anderen Menschen. Sie hatte angefangen zu weinen, ihr Gesicht bekam rote Flecken, sie ballte die Hände zu Fäusten und drückte sie gegen ihre Augen, wie sie es als kleines Mädchen schon getan hatte. Nathan schaute mich flehend an, seine Lippen bewegten sich, und ich meinte zu hören, was seine Stimme lautlos flüsterte: Daja, sag ja, ich bitte dich.

Ich unterdrückte ein Lächeln. Wie leicht sie es doch schafft, ihren Vater um den Finger zu wickeln, das hat sie schon immer gekonnt, seit ich sie kenne. Trotzdem stimmte ich sofort zu, nicht nur, weil es meine Aufgabe ist, für das Wohlbefinden des Mädchens zu sorgen, nein, ich empfand eine unbändige Freude bei der Vorstellung, dass sie in dieser Nacht neben mir liegen würde. Ich sehnte mich danach, ihren Atemzügen zu lauschen und ihre Wärme zu spüren. So viele Jahre lang hatte sie neben mir gelegen, in meinen Armen, hatte mir, wenn die Öllampe gelöscht war, in der Dunkelheit alles erzählt, was sie am Tag erlebt, gehört und gedacht hatte, sie hatte von ihren Wünschen und Ängsten gesprochen und war dann von einem Moment auf den anderen eingeschlafen, mitten in einem Satz, manchmal sogar mitten in einem Wort. Ich habe sie immer für diese Fähigkeit bewundert, Übergangslos einschlafen zu können, sich in den Schlaf fallen zu lassen. Bewundert und beneidet.

Ich konnte das nie, mir ist es mein Leben lang schwergefallen, den Tag einfach loszulassen, schon als ich ein Kind war. Mich hat die Dunkelheit geängstigt, ich sah in jedem Schatten einen Spuk, und jedes Knacken der Bretter und Balken,